Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 48

Artikel: Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646882

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 48
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
30. November
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

An meine Uhr.

Von Otto Frei.

Wir wandern fröhlich immer zu,
Durch hell und dunkle Zeit:
Du mit den Zeigern ohne Ruh,
Ich im bestaubten Wanderschuh —
Weißt du, wie weit?

Dich rückt ein leiser Arm voran,
Rastlos und wie im Spiel.
Mir zeichnet ein allmächtiger Wahn
Landein- und aus die steilste Bahn —
Nach welchem Ziel?

Oft aber tickst du seltsam froh,
Wie mit beschwingtem Schlag.
Mein Weggenoß, was eilst du so?
Ahnst du wie ich, fern irgendwo
Den Ruhetag?

Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde.

Erzählung von Alfred Huggenberger. 1

Erstes Kapitel.

Worin einiges über Konrad Enderlis Charakter berichtet wird und wie er beinahe das Tanzen erlernt hätte.

Ich kann steif behaupten, daß von den jungen Burschen in Glinzmatten und Schönbühl kein einziger eine bessere Meinung von den Mädchen besaß, als Konrad Enderli. Wenn er trotzdem und ungeachtet seiner sechsundzwanzig Jahre noch nicht ernstlich ans Heiraten zu denken wagte, so lag der Grund hierfür vor allem darin, daß er sich von einem Tag auf den andern einredete, so etwas würde sich dann später einmal wie von selber geben; sogar das leidige Fragen würde vielleicht dann zu umgehen sein.

Dieses Fragen auf ungewisse Antwort hin schien ihm das Schwerste zu sein, was man einem jungen Menschen zumuten konnte. Wenn er so in einer fremden Stube sitzen und auf das erlösende oder demütigende Wort warten müßte, die Blicke bescheiden an den Tischrand geheftet... Und wenn ihn dann erst ein „Nein" treffen sollte!... Mit einem Korb abziehen zu müsen, das war in seinen Augen eine fast unauslöschliche Schmach. Er schüttelte jedesmal unwillkürlich den Kopf, wenn er den Schachenbauer im Wirtshaus prahlen hörte, ihm hätten fünfe den Abschlag gegeben, aber die sechste habe dann mehr Batzen gehabt als die andern fünf zusammen.

Konrad Enderli hätte die bedeutsame Angelegenheit des Freiens vielleicht etwas leichter genommen, aber er hatte es in früheren Jahren leider versäumt, sich eine Kunst anzueignen, die einem jungen Mann jedes Standes in dieser Sache hoch zustatten kommt: er konnte nicht tanzen. Nicht, daß er das an sich bedauert hätte, er äußerte sich seinen Kameraden gegenüber oft in geringschätziger Weise über diesen „Modeartikel", wie er es nannte. Ihm komme das läppisch vor, so nach dem Takte einer Maulorgel oder einer Ziehharmonika den Boden zu bearbeiten und herumzuzwirbeln, wie der Hampelmann an der Schnur. So etwas wolle er sich nicht zur Gewohnheit machen.

Aber nach allem, was er so gehört und beobachtet hatte, mußte die Sache doch ihre angenehmen Seiten haben. Zum Beispiel konnte er sich's nicht verhehlen, daß ihn manchmal ein sonderbares Gefühl der Beklemmung beschlich, wenn er zusehen mußte, mit welcher Selbstverständlichkeit sich die Mädchen an ihre Tänzer anschmiegten. Die Hermine Dünner vom Holzhof hatte sogar die Gewohnheit, während des Tanzens den Kopf leise an die Schulter ihres Burschen zu legen und die Augen zeitweise zu schließen, wie wenn sie am liebsten dort einschlafen möchte.

Wenn also schon der heimliche Neid das Seine tat, so gab es noch einen anderen, triftigeren Grund, warum Konrad Enderli den Tanzgelegenheiten aus dem Wege ging und insbesondere den Rößlisaal in Glinzmatten nur noch mit Vorsicht betrat. Immer wieder gab es Mädchen, die ihn meuchlings anfassen und gewaltsam in den entsetzlichen Tanzknäuel hineinziehen wollten. So eine war zum Beispiel die Schwellhofer-Seline. Sobald sie ihn irgendwo in einem Winkel oder in der Türöffnung stehen sah, hatte sie den Ahnungslosen unvermerkt beim Rockärmel und ließ ihn schlechterdings nicht mehr entrinnen. Ihre zwei festen Arme hielten ihn unerbittlich umfaßt, und er konnte nichts Gescheiteres tun, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie nahm sich viel Mühe, alle seine Bewegungen dem Rhythmus der Musik anzupassen, und es fehlte ihr auch nicht an der nötigen Kraft, ihn in Reih und Glied

und zur Not im Gleichgewicht zu halten. „Lernen mußt du's, ob du willst oder nicht!" keuchte sie dabei, während er sich so recht wie ein Eichhorn im Haspel fühlte. Er brauchte sich keineswegs zu entschuldigen, wenn er ihr bei jedem dritten Takt auf die Füße trat. An das müsse man sich bei Anfängern gewöhnen, meinte sie begütigend. Der Amacher Fritz in Schönbühl, den sie auch angelernt habe, sei, was den Takt betreffe, noch viel ungeschickter gewesen, und nun sei noch ein prima Tänzer aus ihm geworden.

Wenn die Musik dann endlich schwieg und vor Konrad Enderlis Augen sich erst recht alles im Kreise zu drehen begann: die Musikanten, der Leuchter und alle vier Saalwände, gab sie ihm wohlweislich noch für eine Weile festen Halt. „Siehst du jetzt? Es ist ja ganz über Erwarten gut gegangen", tröstete sie ihn mit beinahe mütterlicher Zärtlichkeit, während er instinktmäßig so bald als irgend möglich aus der schwülen Luft ins Freie zu gelangen suchte. Einmal wäre es ihm beinahe schief gegangen. Er hatte kurz vor dem unfreiwilligen Tanzvergnügen in der Gaststube drunten ein ansehnliches Gericht Voressen zu sich genommen und mußte sich nun nach Wiedererlangung des Gleichgewichtes und der persönlichen Freiheit glücklich schätzen, durch schnellen und verschwiegenen Rückzug an die frische Luft einem unliebsamen Zwischenfall vorzubeugen.

Von da an war es selbst der Schwellhofer-Seline nicht mehr gelungen, Konrad Enderli zum Tanzen zu bewegen, obschon sie ihm immer wieder klar zu machen suchte, es fehle ihm nur an Geduld und am guten Willen. So oft er auf der Straße an ihr vorbei mußte, stieg eine kleine Angst in ihm auf. Sie ließ ihn auch nie an sich vorbei, ohne das heikelste Thema, das es für ihn gab, wenigstens mit ein paar Worten berührt zu haben. In neuerer Zeit schwärmte sie besonders für den Galopp; das sei eigentlich der Tanz, bei dem es noch ein wenig auf die Ausdauer ankomme.

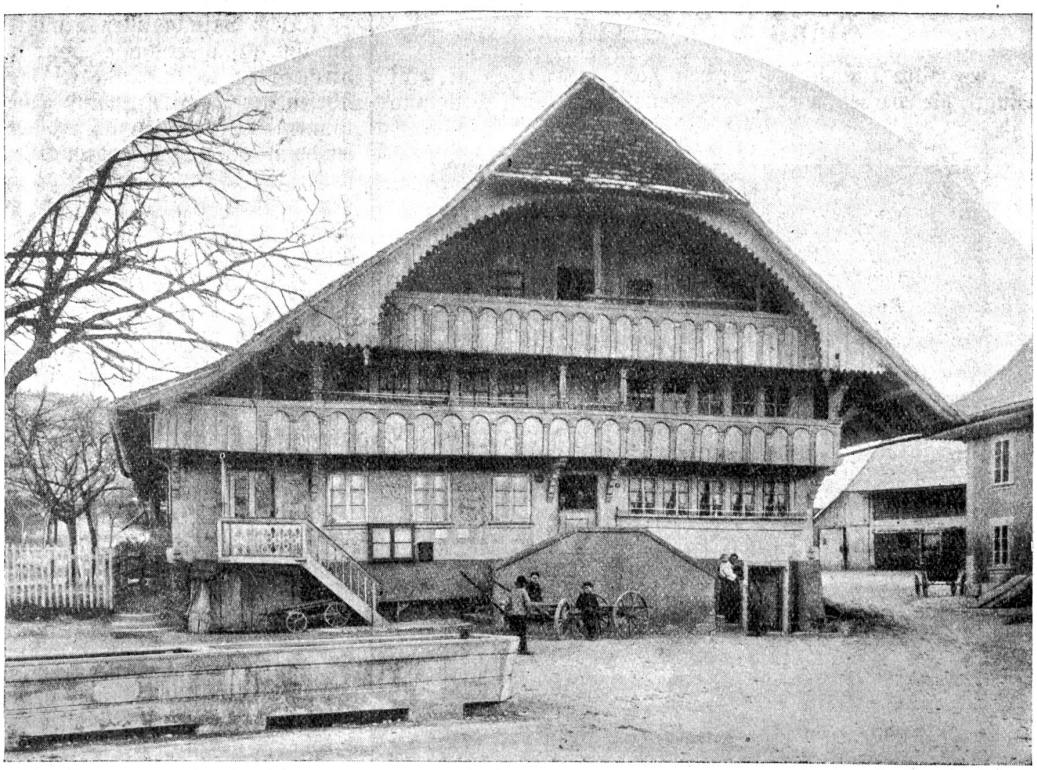
Konrad wandte seine Augen jeweils mit innerem Entsetzen von ihr ab, was sie ihrerseits als Befangenheit auffaßte. Gewöhnlich legte sie ihm dann ihre kräftige Hand auf die Schulter und sprach ihm ermutigend zu: „Du mußt nur Guraschi fassen, dann gelingt's dir von heute auf morgen." Aber unter dem Druck dieser Hand wurde sein Mut nicht größer; im Gegenteil, er lebte alle ausgestandenen Strapazen noch einmal durch und gestand ihr kleinlaut, daß er es nie mehr zu probieren wage. Dann konnte sie ihn mit einem schelmisch schmollenden Blick von der Seite her ansehen: „Aber du!..."

Gewiß, wenn sie ein bißchen hübsch gewesen wäre, hätte sie ihn mit der Zeit schon noch zu überreden vermocht. Aber dies war leider nicht der Fall. Ihre Augen standen etwas zu weit auseinander; dafür war jedoch, da die Nasenwurzel nicht gleich bei der Stirn ansetzte, der Weg von einem zum andern eben, und sie konnten sich gegenseitig sehen. —

So blieb Konrad Enderli wohlweislich auf genügenden Abstand bedacht, wenn er irgend woher die Töne eines Polka oder Schottisch vernahm. Das Tanzen war nun einmal schlechterdings nicht für ihn. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß jedem Menschen die eine oder andere Fähigkeit abgehe. So war zum Beispiel der Wannenfriedli, der doch mit seinem Rücken eine Mauer hätte einstoßen können, nie imstande, beim Mähen mit seinem alten Knechtlein Schritt zu halten. Er warf die Sense in die Höhe, als ob er dem Mond die Hörner abschlagen wollte, und schnaubte und pustete wie ein steckengebliebenes Automobil; aber seine Schwade blieb dünn und unansehnlich, und während er sich den Schweiß von der Stirne rieb, war das Knechtlein schon fast außer Sehweite und rief, seine Stummelpfeife stopfend, gemächlich zu ihm hin: „Laßt euch nur Zeit, Meister, bei der zweiten Mahd seid Ihr dann der vorderste." Konrad Enderli redete sich ein, daß es immerhin besser sei, beim Mähen seinen Mann zu stellen, als in einer brotlosen Kunst, bei der man höchstens dem Schuhmacher etwas zu verdienen gebe.

Ich muß nun zum vornherein der irrtümlichen Anschauung entgegentreten, nach der Konrad Enderli zufolge seiner Abneigung gegen das Tanzen notwendigerweise und ohne weiteres in die Stellung eines Sonderlings und Grillenfängers hineingedrängt worden wäre. Vor diesem Schicksal bewahrte ihn seine gesunde innerliche Hinneigung zu den Mädchen, die er sich nicht zu erklären wußte, die aber so stark war, daß er sich oft heimlich gestand, es sei im Grunde genommen nicht bloß die Furcht vor dem leidigen Fragen, was ihm die Sache schwer mache, sondern noch fast mehr seine große Unparteilichkeit den Mädchen gegenüber: er mochte sie eigentlich alle gern leiden; die Munteren, weil er auf ein Scherzwort jederzeit gern Bescheid gab; die Stillen und Schüchternen, weil sie bei jeder Neckerei gleich rot und verlegen wurden; die Blonden, weil sie blond waren und die Braunen — — nun, mit den Braunen hatte es seine besondere Bewandtnis. Konrad Enderli war als ganz junger Bengel in eine kleine Lehrerin verschossen gewesen, die etwa sechs Wochen für den kranken Lehrer Hintermann Schule gehalten hatte. Damals hatte Konrads Mutter noch gelebt, die in Glinzmatten für eine Meisterin im Kochen galt und die bei manchem Hochzeits- oder Taufeschmaus mit ihrer Kunst aushelfen mußte; und da Fräulein Hildebrand anfänglich um einen passenden Kostort in Verlegenheit war, hatte Konrad einmal schüchtern der Meinung Ausdruck gegeben, ein Kostgeld von zwölf bis vierzehn Franken in der Woche wäre eigentlich ein schöner Nebenverdienst. Das würde im Jahr 624 bis 728 Franken ausmachen, fast so viel, wie das Milchgeld in den letzten sechs Monaten. Freilich hatte dann die Mutter nichts davon wissen wollen. Diese Stadtjüngferchen seien meistens verwöhnte Dinger, denen man kein rechtschaffenes Essen aufstellen dürfe. Auf der andern Seite gebe es wieder eine Sorte, die man gar nicht herausfüttern könne, wenn sie zufällig einmal an einen rechten Tisch kämen. So mußte sich Konrad damit begnügen, Fräulein Hildebrand täglich ein paarmal mit der Wachstuchmappe unterm Arm am Hause vorbeigehen zu sehen. Leider wurde dann der Lehrer Hintermann schon nach kaum anderthalb Monaten wieder gesund; noch bevor die Jungmannschaft von Glinzmatten und Schönbühl die leise aufgetauchte Idee der Gründung eines Männerchores hatte verwirklichen können. Die junge Lehrerin verschwand auf Nimmerwiedersehen von der Bildfläche und war bald gänzlich vergessen. Selbst Konrad Enderli dachte nur noch bei ganz besonderen Anlässen an sie; so zum Beispiel, wenn die Lene Spinner aus dem Unterdorf der ältlichen Haushälterin Regine bei der großen Halbjahrswäsche half.

Lene Spinner hatte nämlich genau so hübsche, hellbraune Zöpfe, wie er sie an Fräulein Hildebrand bewundert. An Schönheit konnte sie sich freilich nicht ganz mit der Lehrerin messen, sie hatte weder deren schmelzenden Augenaufschlag, noch ihre zarten Glieder und feinen Bewegungen; denn Lene war, da ihre Mutter früh Witwe geworden und sich mit Mühe auf ihrem Gütchen hatte behaupten können, in Haus und Feld tüchtig zum Schaffen angehalten worden.



Ehemaliges Schulhaus in Tafers (Kt. Freiburg). (Aus „Baud-Bovy, Schweizer Bauernkunst".)

Dennoch konnte Konrad Enderli bei mancher Gelegenheit feststellen, daß er sie nicht ungern in seiner Nähe sah. Er hatte sogar ihretwegen ein kleines Loch in die hintere Scheunenwand gebohrt, durch das er ihr von sicherem Standort aus jeweilen gemächlich zusehen konnte, wenn sie mit der Regine im Grasgarten stand und mit ihren blanken, festen Armen die schweren Leintücher ausringen half. Und einmal, als ihr der Vater den Lohn für die Wascharbeit in einem blanken neuen Fünffrankenstück auf den Tisch hinlegte, ertappte sich Konrad zu seinem eigenen Erstaunen über der Erwägung, daß es eigentlich kein Ding der Unmöglichkeit wäre, dieses schöne Geld in Zukunft im Hause zu behalten...

Das war eigentlich das erstemal, daß er einen bestimmten Fall in Berechnung zog und sich sogar nachträglich ein wenig damit beschäftigte. Für Lene sprach außer ihren schönen, braunen Zöpfen die Tatsache, daß sie flink und anstellig und daneben eine von den Schweigsamen, Insichgekehrten war. Wenig reden, viel denken, pflegte die Haushälterin Regine zu sagen, und hatte dabei beständig das Maul offen. Gegen Lene Spinner war eigentlich nur ein Umstand ins Feld zu führen: sie war ihrer jungen Arbeitskraft wegen daheim so gut wie unentbehrlich; — da lag denn doch die Möglichkeit eines Korbes allzunahe...

Ueber solche Pläne und Gedanken mußte Konrad Enderli immer nachher im stillen lächeln. Was einem doch für eigentümliche Sachen in den Kopf steigen konnten! Als ob so etwas nun von heute auf morgen sein müßte! Und als ob nicht noch reichere und mindestens ebenso hübsche Mädchen im Dorf und auf den Höfen umherliefen! Zum Beispiel die Schwellhofer-Amalie. Sie war blond und zierlich, fast in allem das Gegenstück zu ihrer Schwester, seiner gliederfesten Tanzlehrerin. So oft er die Amalie mit dem hübsch geflochtenen Binsenkörbchen am Arm sauber geputzt am Hause vorbeigehen und hinter der Türe des schräg gegenüberliegenden Spezereiladens verschwinden sah, erinnerte er sich mit tödlicher Sicherheit daran, daß man eine neue Büchse Wagenfett haben müsse, oder ein paar Viehstränge, oder ein Fläschchen Bremsenöl, oder sonst etwas, das im Haushalt dringend fehlte. Wozu war denn der Spezereiladen da? Ganz abgesehen davon, daß Stockers Anneli drüben als Ladenjungfer in ihrer hellen Aermelschürze gar nicht übel aussah und daß sich nicht selten noch ein paar andere Mädchen im Laden befanden. Wenn dies der Fall war, ließ Konrad Enderli selbstverständlich allen den Vorrang, er wollte immer zuletzt bedient sein; das schicke sich doch nicht anders. Das Warten machte ihm wenig Mühe, er kam inmitten dieser jungen, hübschen oder weniger hübschen Mädchen, die hin und wieder den Mut zu einer Neckerei fanden, oder auch, je nach Art und Laune, in kleiner Verlegenheit neben ihm standen, immer in eine wunderlich vergnügte Stimmung hinein. Er hätte gleich allen miteinander und jeder noch insbesondere sagen mögen, daß ihm ihre Gegenwart angenehm sei. Nicht selten mußte er sich, wenn die Reihe an ihn kam, ernstlich auf sein Anliegen besinnen. Im Notfall, das heißt, wenn ihm nicht gleich etwas anderes einfiel, kaufte er zwei Fünferzigarren oder für fünf Rappen Peitschenschnur. War ihm vor den Mädchen ein richtiger Witz gelungen oder hatte ihn das Anneli Stocker seiner Geduld wegen gelobt, so bildete er sich nachher im stillen nicht wenig darauf ein und war mit sich und mit der Welt sehr zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Keller-Spruch.

Wenn schlechte Leute zanken,
Riecht's übel um sie her;
Doch wenn sie sich versöhnen,
So stinkt es noch viel mehr!